

Andreas Eschbach

Shortstories

- Sechs kurze Geschichten -

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Inhalt

Dolls	3
Garten Eden	11
Die Haarteppichknüpfer	27
Das fliegende Auge	34
Warum es während der Sonnenfinsternis regnen mußte	39
Jenseits der Berge	42

Dolls

"Gentechnisches Labor IV" stand auf dem kleinen Plastikschild neben der Tür.

Es war still in den kahlen, verlassenen Korridoren, in denen jedes Wort, jeder Schritt raunenden Widerhall erzeugte. Alles lag verlassen. Wir schienen die einzigen zu sein, die sich so spät in der Nacht noch in den Universitätsgebäuden herumtrieben, und ich wurde das Gefühl nicht los, etwas Verbotenes zu tun - als seien wir Einbrecher und ganz unerlaubt hier.

Jarmusch ahnte nichts von meinen Ängsten. Er bewegte sich so unbekümmert, als sei er hier zu Hause - was wohl auch nicht ganz falsch war -, angelte geräuschvoll ein gewaltiges Schlüsselbund aus den Tiefen seiner Hosentasche und schloß mit ohrenbetäubendem Klappern und Rasseln auf.

Als in dem Raum dahinter die Neonröhren angingen, beleuchteten sie eine kolossale Anhäufung von Gläsern, Kolben und kompliziert aussehenden Apparaten, die durch Röhren, Schläuche und Stromleitungen miteinander verbunden waren und den Raum fast vollständig ausfüllten.

"Meine Diplomarbeit", sagte Jarmusch mit einer wegwerfenden Handbewegung und schloß die Tür hinter uns. "Kannst du ignorieren; funktioniert ohnehin alles nicht so, wie der Herr Professor sich das vorgestellt hat."

"Aha."

Ich folgte ihm vorsichtig, bemüht, nirgends anzustoßen und nichts umzuwerfen. Jarmusch zwängte seine massige Gestalt durch das Dickicht des Versuchsaufbaus hindurch zu einer

mannshohen grünen Maschine, schaltete sie ein, drückte Knöpfe.

"Das ist der HXG", sagte er.

Ein feines Surren wurde hörbar und vertrieb die Stille aus dem Raum.

"Damit bastelst du also an Genen herum?" fragte ich.

"Ja. Nicht gerade der letzte Schrei, aber ganz brauchbar. Vor allem hat es ein Interface zu einem Personalcomputer - das heißt, man kann all die herrlichen illegalen Programme damit ausprobieren, die es so gibt."

Er lachte verschwörerisch und zog sich den einzigen Stuhl im Raum vor den Tisch, auf dem der Computer stand.

Mit einer lässigen Handbewegung betätigte er den Einschaltknopf auf der Rückseite des Geräts. Während der Bildschirm langsam hell wurde, förderte Jarmusch aus seiner Aktentasche eine Diskettenschachtel zutage, die er aufgeklappt neben den Rechner stellte. Es waren zwölf Disketten darin, die er eine nach der anderen dem Computer verfütterte. Nach der ersten erschien ein buntes Bild auf dem Schirm, das in einem kleinen Kästchen die folgenden Disketten mitzählte.

Das Programm hieß GEISHA, und als Hersteller firmierte eine Forbidden Love Inc.

"Brandneu, das Ding. Ich hab's mir von einem Bekannten am Max-Planck- Institut kopiert, der es letzte Woche aus den USA mitgebracht hat. Drüben sind sie in solchen Dingen einfach weiter als wir, in jeder Hinsicht."

Er holte einige zerknitterte Fotokopien hervor, wohl die Bedienungsanleitung für das Programm - oder das, was Jarmusch davon hatte ergattern können. Er versuchte, sie in der richtigen Reihenfolge zu ordnen. Ich setzte mich auf eine freie Tischkante, so gut es ging, und wartete ab, was nun geschehen

würde.

"Zunächst wird abgefragt, welches Ausgangsmaterial wir nehmen wollen", erläuterte Jarmusch und betrachtete den Bildschirm. "Das heißt, ich drücke jetzt... hmm?"

Er konsultierte die Anleitung. Es war mehr ein Selbstgespräch, das ich mit anhören durfte.

"Ah ja, F6 für Schimpanse. So. Jetzt... nein, das ist wohl die Abfrage der Interferenzstruktur. Was schreiben die denn? Ja, genau. Die geben wir als gespeichert vor. Alles klar."

Alles klar? Mir war überhaupt nichts klar.

Auf dem Bildschirm erschien eine Zeichnung, die grob die Körperrumrisse einer Frau andeutete. Rechts und links davon wurden lange Listen von Schlüsselworten angezeigt, die wohl nur ein Gentechniker verstand.

Jarmusch warf mir einen triumphierenden Blick zu. "Das ist jetzt der Hauptarbeitsbereich. Die haben das hier echt professionell gemacht; du hast alle Möglichkeiten, die dir nur einfallen. Kein Vergleich zu Programmen wie HORI oder SLAVE... kennst du die?"

"HORI kenne ich."

"Wahrscheinlich HORI 2.0, oder?"

"Keine Ahnung."

"Wahrscheinlich, das ist das verbreitetste. Das hat zum Beispiel keinen automatischen Fehlerabfang; wenn du nicht aufpaßt, kriegst du die gräßlichsten Mutationen."

"Tatsächlich?"

"Du mußt schon sehr gut Bescheid wissen, nicht nur mit Gentechnik, sondern auch mit den Programmen, weil die Parameter im Handbuch nur ganz unklar beschrieben sind. Und wenn du mit HORI 2.0 eine wirklich gute Doll machen willst, mußt du die Parameter voll ausschöpfen - und noch Glück haben."

"Aber es gibt doch eine Standardeinstellung, oder?"

Jarmusch verzog angewidert das Gesicht. "Einheitskost. Weißt du, die Zeiten, als du jede Doll mühelos losgeworden bist, selbst wenn sie auf Bäume kletterte statt ins Bett, die sind vorbei. Solche Zombies kannst du höchstens noch an arme Studenten verhökern, und dazu sind die Brutkammern echt zu teuer! Die Leute, die für eine Doll heute das große Geld hinblättern, die wollen Qualität, die haben Ansprüche."

"Was kriegt man denn für eine gute Doll?"

Jarmusch wiegte den Kopf. "Sagen wir mal, eine Doll pro Jahr, und dein Studium ist finanziert; eine pro Semester, dann springt auch noch ein dicker Urlaub mit raus. Das ist der Standard." Er grinste. "Die meisten Geningenieure, die ich so kenne, verhökern mindestens jeden Monat eine. Was glaubst du, warum an der Uni fast alle Genbiologen in schicken Klamotten aus flotten Autos steigen und mit teuren Lederköfferchen am Arm in die Vorlesungen rennen?"

"Aber im Grunde ist es doch illegal, oder?"

"Also, legal ist es sicher nicht. Ob's illegal ist, darüber gehen die Meinungen auseinander. Fällt anscheinend unter das Tierschutzgesetz. Und natürlich finden es viele Leute total unmoralisch. Aber jeder macht es, und jeder weiß, daß es jeder macht. Die niederen Semester können es doch kaum erwarten, daß sie ins Gentechnische Praktikum dürfen. Die haben doch alle schon ihre HORI-Disketten daheim 'rumliegen. erst mal ist ja auch immer ein Eigenbedarf zu decken, nicht wahr?"

"Fällt denn eigentlich niemandem auf, was da in den Brutkammern heranwächst?"

"Der Trick besteht ja gerade darin, daß zunächst etwas ganz Legales heranwächst; etwas, das aussieht wie ein Versuchstier. Du mußt es natürlich managen, das Tier rechtzeitig in ein Versteck zu schaffen - bevor die Pelzhaare ausfallen, ein zweiter

Wachstumsschub einsetzt und das Ganze sich so eindeutig verwandelt, daß selbst ein halbblinder Nachtwächter Stielaugen kriegen würde. Dieser Wachstumsschub findet erst außerhalb der Brutkammer statt. Und heutzutage läßt sich fast auf den Tag genau vorhersagen, wann er beginnt."

Er widmete sich wieder dem Computer. Mit den Befehlsfolgen, die er eingab, gewann die Frauensilhouette in der Mitte des Bildschirms an Farbe und Konturen.

"Körpergröße... wie groß soll sie werden? Sagen wir, einsfünfundsechzig. Die Haare - schwarz oder blond?"

"Grün?"

"Grün geht nicht. Will auch keiner. Sagen wir schwarz. Das Becken ein bißchen breiter... nein, zu breit... so. Den Busen größer; ich mag große Busen - so. Schau, du kannst auch einzelne Körperregionen vergrößert darstellen und detailliert festlegen - das Gesicht, die Hände und so weiter. Das Gesicht ist wichtig. Große Augen soll sie kriegen und lange Wimpern. Der Mund stimmt auch schon fast... na, wie sieht sie aus? Wie aus dem PLAYBOY, oder?"

Ich dachte zurück an meine erste Begegnung mit einer Doll. Gerüchteweise hatte damals jeder schon davon gehört, und es hieß auch, daß viele Studenten heimliche solche künstlichen Tiere besaßen, gerade in den Studentenwohnheimen. Die Wohnheime liegen ziemlich außerhalb der Stadt, und man sieht dort fast keine Frauen.

Es war am Tag meines Einzugs. Ich suchte den Haussprecher, weil ich von ihm eine Unterschrift auf ein Formular brauchte. In der Gemeinschaftsküche war er nicht, also klopfte ich an die Tür seines Zimmers. Daraufhin raschelte etwas dahinter, und ein Geräusch war zu hören, das ich für eine Stimme hielt. Aber nichts geschah. Ich drückte die Klinke und öffnete die Tür einen

Spalt weit.

Zu meinem grenzenlosen Erstaunen sah ich eine nackte Frau mit langen Haaren auf einer Decke am Boden sitzen und Obst und Brot aus einer Schüssel essen. Als sie mich sah, gab sie einen eigenartigen Laut von sich und streckte eine Hand, in der sie eine angenagte Brotrinde hielt, in meine Richtung. Ich muß sie völlig entgeistert angestarrt haben, denn schließlich packte sie Decke und Schüssel und verkroch sich damit unter den Schreibtisch.

Jemand erklärte mir danach, daß das, was ich gesehen hatte, eine 'Doll' war, ein gentechnologisch erzeugtes Tier, das das Aussehen einer gutgebauten Frau, aber die Intelligenz und das Seelenleben eines Schimpansen besaß.

Die Doll, die ich gesehen hatte, gehörte der Hausgemeinschaft, die sie wiederum einem Gentechnik-Studenten abgekauft hatte, der nur einige Monate im Haus gewohnt hatte. Es wurde sehr gründlich ein Vormerkkalender geführt, in den man sich eintragen konnte, und jeder, der die Doll beanspruchte, mußte einen kleinen Obolus in die Hauskasse entrichten, der zur einen Hälfte zur Abzahlung der Anschaffungskosten, zur anderen Hälfte der Ernährung der Doll diente. Der Haussprecher hatte zu überwachen, daß die Doll regelmäßig gewaschen und gefüttert wurde.

Ich bekam die Doll an diesem Abend gespendet, sozusagen als Willkommensgruß. Sie war ein sehr zutrauliches Wesen, das willig alles mit sich geschehen ließ, und das sich nachher zusammengerollt an mich kuschelte und einschlief, während ich noch wach lag und traurig war, ohne daß ich hätte sagen können, warum.

"Fertig", sagte Jarmusch.

Wir betrachteten das Bild, das nun eine schwarzhaarige Frau von exotischer Schönheit zeigte.

"Jetzt wird das gespeichert und an den HXG weitergegeben,

der es in genetischen Code umsetzt. Das dauert eine Weile. Dann geht's ab damit in den Uterator, dann in die Brutkammer, und in ein paar Wochen ist's soweit."

Eine rote Leuchtdiode an der Frontseite des Rechners kommentierte den Speichervorgang mit hektischem, unregelmäßigem Blinken, und der große grüne Apparat begann hörbar zu arbeiten.

Später, nachdem er den Computer abgeschaltet und das dünne Glasröhrchen, das die synthetisch erzeugte Zygote enthielt, in den Uterator praktiziert hatte, meinte er: "Weißt du, das Gute an den Dolls ist, daß sie einen unabhängiger machen. Es ist wirklich erstaunlich, wie sich das Verhältnis zu Frauen ändert, wenn man keine unbefriedigten Begierden mehr mit sich herumschleppen muß. Das ist wie ein gebrochenes Monopol, findest du nicht? Man ist nicht mehr auf richtige Frauen angewiesen. Sie interessieren mich kaum noch. Eine Frau muß schon etwas Besonderes bieten, um für mich noch interessant zu sein."

"Hast du eine eigene Doll?" fragte ich.

"Ja, klar, zur Zeit sogar zwei. Die eine ist ein Rasseweib, ein richtiges Meisterwerk. Auch vom Verhalten, vom Temperament her echt gelungen. Ich hab' auch schon einen Interessenten für sie. Ich probier' alle meine neuen Dolls aus, weißt du?"

Er starrte eine Weile gedankenverloren aus dem Fenster, über das Lichtermeer der Stadt.

"Die andere ist schon ziemlich alt; fünf Jahre. Meine erste, aus dem Praktikum. Ist mir damals eigentlich ziemlich mißlungen, aber ich hab mich eben an sie gewöhnt. Sie wird's wohl nicht mehr lange machen, ist dauernd krank, baut ab. Viel älter werden Dolls ja nicht, auch heute noch nicht..."

Ein schmerzlicher Unterton hatte sich in den Klang seiner Stimme geschlichen. Er griff nach der Diskettenschachtel,

energisch, als wollte er einen Gedanken oder ein Gefühl abschütteln.

© 1991

Garten Eden

Die Party nach der offiziellen Hochzeitsfeier war verschwenderisch ausgestattet, und die vielen Leute! Tonak kannte die wenigsten. Das sollten alles seine Verwandten sein? Kaum zu glauben.

»Tonak!« Eine tiefe Männerstimme. Tonak drehte sich um, den Teller in der Hand, den er am Buffettisch zu füllen im Begriff war.

Die gewaltige Gestalt Onkel Perets. »Tonak, mein Junge - du bist groß geworden, seit ich dich das letzte Mal gesehen habe!«

Typisches Verwandtengeschwätz, dachte Tonak. Dasselbe hatte er heute schon mindestens fünf Mal zu hören bekommen, und ihm war immer noch keine geeignete Antwort darauf eingefallen. So sagte er nur: »Hallo, Onkel Peret.«

»Na, wie gefällt es dir bei uns im Amazonas? Du bist das erste Mal hier, nicht wahr?«

»Ja, stimmt.« Tonak sah sich um. Es stimmte, und es stimmte auch wieder nicht. Sein Blick ging über die Terasse, den weitläufigen Park dahinter, die anderen Wohneinheiten, die sich sanft in die Landschaft schmiegt. »Allerdings habe ich mir das Amazonasgebiet immer ganz anders vorgestellt. Anders als bei uns zuhause zumindest.«

Onkel Peret lachte. »Ja, ja, dein Vater hat mir schon von deiner Leidenschaft für die alten Abenteuerbücher erzählt. Aber diese Zeiten sind wirklich sehr, sehr lange her. Heute gibt es keine Wilden und keinen Dschungel mehr, und die gefährlichen Krankheiten sind längst ausgerottet. Auch hier hat die Kultur gesiegt, letzten Endes.«

»Ja, sieht so aus.« Sie waren alle so begeistert davon, alle, die

er kannte.

»Kennst du eigentlich schon deine Cousine Gham'bia?« Er bedeutete einem schlaksigen Mädchen, herzukommen. »Gham'bia, ich möchte dir deinen Cousin Tonak aus Europa vorstellen. Er ist mit seinen Eltern erst heute angekommen, gerade noch rechtzeitig zum Fest.«

Sie musterte ihn mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich verriet, was sie von dieser Art, ein Gespräch anzubahnen, hielt. »Hallo, Tonak.« Sie gab ihm betont artig die Hand.

Tonak war die Situation unbehaglich. »Hallo, Gham'bia.«

»Tja, ich glaube, ich muß jetzt weiter, meinen Pflichten als Gastgeber nachkommen«, meinte Onkel Peret, wie nicht anders zu erwarten gewesen war. »Unterhaltet euch schön, ihr zwei. Wir sehen uns später, Tonak, ihr seid ja noch ein paar Tage hier.«

Er bedachte sie mit einem Lächeln, das wohl harmlos wirken sollte, aber nur sehr künstlich aussah, und verschwand rasch zwischen den anderen Gästen.

Die Sonne war dabei unterzugehen, und Dämmerung senkte sich über die Landschaft. Ein sanfter Wind strich durch die Bäume, fremdartiges Zirpen ertönte von irgendwoher. Auf den Tischen brannten Kerzen in gläsernen Schalen, und Fackeln beleuchteten das Buffet und die Wege.

»Tut mir leid, Tonak, daß ich gerade so pampig war«, sagte Gham'bia. »Es hat nichts mit dir zu tun. Ich hasse es nur, wie er mich dauernd umherkommandiert - tu dies, tu das! Oh Gott! Und dauernd versucht er, mich zu verkuppeln. Als ob ich wer weiß wie häßlich wäre und trickreich an den Mann gebracht werden müßte.«

»Also häßlich bist du nicht«, entfuhr es Tonak, der fast rot wurde, als ihm die Kühnheit seines spontanen Ausrufs zu

Bewußtsein kam. »Entschuldige.«

»Wieso denn, ist doch ein nettes Kompliment«, kicherte das Mädchen belustigt und schlug dann vor: »Magst du ein bißchen mit mir durch den Park spazieren?«

»Ja, gern. Ich muß nur meinen Teller irgendwo hinstellen.«

Als sie die Treppen hinuntergingen, die in den Park führten, betrachtete er sie verstohlen von der Seite. Sie hatte langes schwarzes Haar und ziemlich dunkle, samtene Haut. Vielleicht sechzehn, schätzte er. Sie wirkte irgendwie praktisch und lebenserfahren.

»Was ist das für ein Mann, den deine Schwester geheiratet hat?« fragte er, mehr aus dem Wunsch heraus, als gewandter Gesprächspartner zu erscheinen als aus wirklichem Interesse.

»Bjoot?« Sie gluckste. »Diese blasse Type? Dieser zum Erbrechen langweilige Kleiderständer? Dieser Inhaber der einzigen vakuumgefüllten Hirnschale auf diesem Planeten? Er arbeitet in irgendeiner Verteilungsbehörde, und wahrscheinlich rechnet er sich jetzt Karrierechancen aus, weil seine Schwiegermutter im Rat der Regierung sitzt.«

»Du kannst ihn wohl nicht leiden?«

»Ach, merkt man das? Nein, ich kann ihn nicht ausstehen. Der Junge, mit dem Alaina die ganzen Jahre vorher zusammen war, der war wirklich nett. Den hätte sie nehmen sollen. Aber mit dem gab es genetische Probleme; die beiden hätten keine Genehmigung für Kinder bekommen.«

»Deswegen hätte sie ihn aber doch heiraten können.«

»Zufällig ist Alaina verrückt danach, Kinder zu kriegen. Und Bjoot muß, so blöd er auch aussieht, der Träger geradezu phantastischer Gene sein. Mit ihm hat sie die Konzession für zwei Kinder gekriegt.« Gham'bia seufzte. »Jedenfalls hoffe ich, daß sie ihn wenigstens aus diesem Grund geheiratet hat und nicht, weil sie an galoppierender Geschmacksverirrung erkrankt

ist.« Sie sah ihn keck von der Seite an. »Und du bist also der Tonak, der die ganzen alten Bücher liest.«

»Jeder scheint hier über mich Bescheid zu wissen«, wunderte sich Tonak. Er wußte nicht so recht, ob er sich geschmeichelt oder unwohl fühlen sollte.

»Ich glaube, meine Mutter und deine Mutter telefonieren ziemlich viel miteinander. Und am Eßisch verkündet sie dann immer die neuesten Nachrichten aus Europa«, erklärte Gham'bia. »Das mit den Büchern finde ich echt interessant. Woher bekommst du die denn? Ich wüßte gar nicht, wo ich hier Bücher auftreiben sollte. Wenn mich etwas interessiert, frage ich es aus der Datenbank ab; das ist doch viel praktischer.«

»Bei uns im Wohnbereichszentrum gibt es eine Bibliothek; dorthin gehe ich immer zum Lesen«, erzählte Tonak.

»Und dort gibt es so alte Bücher? Dreihundert Jahre alt?«

»Ja. Manche sind sogar über vierhundert Jahre alt. Man darf sie nur in einem speziellen Lesesaal lesen, weil sie unerhört wertvoll sind.«

»Ist ja witzig. Ich muß mich glatt mal erkundigen, ob es sowas bei uns nicht auch gibt.«

»Bestimmt.«

»Und was für Bücher liest du da? Abenteuerromane, sagt meine Mutter, aber ich kann mir darunter nichts vorstellen.«

Tonak holte tief Luft. »Das sind spannende Erzählungen aus den Zeiten, als die verschiedenen Gegenden der Erde entdeckt und erstmals bereist wurden. Marco Polo... Jack London... Robinson Crusoe... Karl May... über die Konquistadoren, die Wikinger, die Ritter, die Großwildjäger...«

»Merkwürdig. Und das gefällt dir?«

»Ja, es ist einfach aufregend. Ich versuche immer, mir vorzustellen, was das für Zeiten gewesen sein müssen, als jemand zu einem anderen Erdteil aufbrechen konnte, über den er

so gut wie nichts wußte. Manche zogen los und fanden sagenhafte Schätze, oder unbekannte Völker, oder sie entdeckten Tiere, die bis dahin unbekannt gewesen waren...«

»Das muß ziemlich gefährlich gewesen sein, oder?«

»Ja natürlich, das ist ja das Abenteuerliche daran: daß sie sich in Gefahr begaben und sie doch bewältigten, mit ihrer eigenen Kraft und Klugheit. Heutzutage ist das überhaupt nicht mehr möglich. Heute sieht es überall auf der Welt gleich aus, die ganze Erde ist eine Art Parklandschaft geworden, sauber, gepflegt und ungefährlich. Das ganze Leben läuft in seinen geregelten Bahnen.«

»Ich glaube, du bist ein ganz schöner Träumer, Cousin«, meinte Gham'bia. »Das war doch klar: wenn deine Abenteurer ständig ausziehen und die Welt erforschen, dann muß logischerweise der Tag kommen, an dem alles vollständig erforscht ist. Und so ist das eben heute. Vielleicht gibt es heute keine solchen Gefahren mehr, aber dafür muß niemand mehr hungern oder Angst um sein Leben haben.«

Tonak nickte betrübt. »Ja, sicher. Das weiß ich alles auch. Aber ist das denn das ganze Leben? Daß man zu essen hat und eine Wohnung, eine Arbeit, eine Familie... und weiter nichts?«

»Das ist doch schon eine ganze Menge«, meinte Gham'bia. »Was willst du denn außerdem noch?«

»Ich weiß nicht«, gab Tonak zu. »Ich habe nur irgendwie das Gefühl, daß das nicht genug ist.«

Gham'bia schüttelte den Kopf in einer Art, die etwas Mütterliches an sich hatte, trotz ihrer Jugend. »Ich glaube, du bist gerade in einer Umbruchsphase. Die Schule geht zu Ende, und du weißt noch nicht so recht, was kommt. Wenn du dich erst auf deinem Platz eingelebt hast, wirst du anders über das alles denken.«

Eine Umbruchsphase? Tonak seufzte innerlich. Wenn das eine Phase war, dann dauerte sie schon verflixt lange. Sein

ganzes Leben lang.

Wahrscheinlich stimmte irgendwas mit ihm nicht.

»Liest du eigentlich nur solche alten Abenteuerromane?« fragte Gham'bia. »Sonst nichts? Das ist vielleicht ein bißchen einseitige Kost.«

Tonak dachte nach. Plagte ihn diese Sehnsucht, weil er so viele dieser Bücher las, oder las er so viele dieser Bücher, weil ihn diese Sehnsucht plagte - woher auch immer sie kommen mochte?

»Ich lese ziemlich viel, das stimmt«, gab er zu. »Und meistens Abenteuerromane. Manchmal auch Zukunftsromane.«

»Zukunftsromane?« wunderte sich Gham'bia. »Was ist denn das?«

»Das sind Erzählungen, wie sich die Leute früher ihre Zukunft vorstellten - also unsere Zeit heute. Fast alle waren davon überzeugt, daß wir über eine weitentwickelte Raumfahrt verfügen würden. Ich habe viele Romane gelesen, die beschreiben, wie Menschen der Zukunft mit Raumschiffen in die Tiefen des Weltraums vorstoßen, ferne Planeten erkunden und fremden Lebewesen begegnen.«

»So ein Unsinn. Was hätten wir denn davon?«

»Muß man denn immer etwas davon haben?« Tonak zeigte hinauf zum Nachthimmel, dessen funkelnde Sterne ihn auszulachen schienen. »Irgendwo dort draußen ist der Mars, mit seinen endlosen, roten Staubwüsten. Der Saturn, mit seinen grandiosen Ringen. Und unermesslich viele weitere Wunder, von denen wir nicht einmal wissen. Wozu das alles, wenn niemals jemand dort oben stehen und das alles sehen soll?«

»Raumfahrt würde die Atmosphäre verschmutzen, und irgendwelche Raketen, die durchs All fliegen, kann man nicht mehr recyceln«, erklärte Gham'bia. »Meine Mutter hat mir das genau erklärt; sie sitzt schließlich auch im

Forschungskontrollausschuß der Vereinten Nationen. Wir können uns keine Raumfahrt leisten, nur weil jemand die Ringe des Saturn sehen will.«

»Aber wozu sind wir denn geschaffen, wenn nicht, um alles anzuschauen, was es gibt?«

»Wir sind nicht geschaffen, wir sind entstanden. Und zufällig sind auch die Ringe des Saturn entstanden. Das eine hat nichts mit dem anderen zu tun. Und wenn jemand den Saturn anschauen will, soll er ein Teleskop benutzen.«

Tonak wußte nicht, was er darauf sagen sollte. Alles, was er gelernt und erfahren hatte, bestätigte ihm, daß Gham'bia recht hatte.

Sie hatten den Rundgang über den Parkweg gerade vollendet. »Komm«, forderte Gham'bia ihn auf, »setzt dich ein wenig zu uns an den Tisch.«

An dem Tisch herrschte eine ausgelassene Stimmung. Den Löwenanteil der Unterhaltung bestritt eine hochgewachsene blonde Frau mit dem Erzählen von Anekdoten. Das mußte Tante Vataia sein. Tonak wußte, daß sie seit einiger Zeit der Regierung von Südbrasilien angehörte und in allerlei wichtigen Gremien mitwirkte.

»...Die Bolivianer waren harte Burschen, wirklich hart. Da war harter Widerstand. Aber dann hatte jemand aus unserer Delegation die geniale Idee, die Berechnungen für die Umweltverträglichkeit des Sonnenkraftwerks auf dem Illampu nachzuprüfen, und siehe da - Fehler über Fehler! Das war der entscheidende Durchbruch. Der nahm den Falken buchstäblich die Waffen aus der Hand.«

»Bolivien!« warf eine untersetzte ältere Frau ein. »Ich weiß noch, wie entsetzt ich auf meiner ersten Reise dorthin war. Die klotzen ihre Häuser einfach in die Landschaft, und manchmal ihre Fabriken gleich daneben. Schrecklich. Wirklich tiefstes

zwanzigstes Jahrhundert, möchte man meinen.«

Eine kleine Weckuhr, die Tante Vataia an einer silbernen Kette um den Hals trug, gab einen melodischen Ton von sich. Sie sah auf das Zifferblatt, dann erhob sie sich und klatschte in die Hände. »Liebe Gäste, darf ich kurz um eure Aufmerksamkeit bitten? Die Wetterkontrolle hat für zehn vor elf Regen angekündigt. Wir verlegen die Feier deswegen jetzt nach drinnen. Bitte seid so gut und helft alle, die Sachen hineinzutragen!«

Ein großes und lautstarkes Tischerücken, Stühleschleifen und Schüsseltragen brach los. Unter Gekicher und Geschnatter wurden Türen geöffnet, Vorhänge aufgezogen, Tischdecken zusammengefaltet und Anrichteplatten leergescharrt. Tonak überließ die klirrenden Getränkeboxen den anderen und half den Frauen, die Kerzen von den Tischen einzusammeln und nach drinnen zu bringen.

Als er zwei der Kerzen auf eine Vitrine stellte, fiel sein Blick auf einen gerahmten Druck, der darüber an der Wand hing. Es war eine kunstvoll gestaltete Landkarte Südbrasiens. Sie zeigte die Aufteilung des Landes in Wohnbereiche, Erholungsgebiete, Arbeitsareale und landwirtschaftliche Nutzflächen, die Straßen, Flüsse und Flughäfen. Er wollte sich schon wieder abwenden, als sein Blick an einem weißen Fleck auf dieser Karte

hängenblieb, auf dem stand: *Wildnis*.

Ihm war, als setze sein Herz einen Schlag lang aus. Unmöglich konnte Christopher Kolumbus anders empfunden haben, als damals tatsächlich Land am Horizont auftauchte in einer Richtung, in der alle anderen nur das Ende der Weltenscheibe erwartet hatten.

Wildnis!

Gab es also noch Überreste des legendären Amazonas-Dschungels, ungezähmt gebliebene Relikte des ungeheuren Urwalds, der diesen Kontinent einmal überwuchert haben mußte?

Er hob mit bebender Hand eine der beiden Kerzen und sah genauer hin. Kein Zweifel. »Wildnis« stand da, und rings um den weißgebliebenen Fleck auf der Karte menschlichen Einflusses war eine gestrichelte Linie gezogen: die Grenzbefestigungen markierend, mit denen die Zivilisation sich das Ungezähmte, Unheimliche vom Leib hielt. Tonak studierte die Namen der Wohngebiete, die Namen der Strassen und Flüsse. Sein Herz machte einen weiteren Satz - irrte er sich auch nicht? Spielte ihm sein sehnlichster Wunsch auch keinen Streich? Er vergewisserte sich wieder und wieder, aber es schien ihm ganz so, als befänden sie sich hier, in diesem Haus, in unmittelbarer Nähe dieses weißen Flecks, in direkter Nachbarschaft zum Urwald.

Er suchte und fand seine Cousine. »Gham'bia, stimmt das, daß hier ganz in der Nähe die Wildnis beginnt?«

»Der Dschungel?« Sie sah ihn mit großen, verständnislosen Augen an. »Ja, der ist auf der anderen Seite des Flusses. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen, wir sind hier absolut sicher.«

»Wie kommt man dort hin?«

»Wie meinst du das, wie kommt man dort hin?«

»Wohin muß ich gehen, wenn ich in den Urwald gehen will?«

»In den Urwald?«

»Ja. In den Dschungel. In die Wildnis.«

Völlige Verständnislosigkeit. »Man kann nicht in den Dschungel gehen. Es gibt keinen Weg dort hin. Und selbst wenn es einen gäbe, man braucht eine staatliche Erlaubnis dafür.«

»Ist der Dschungel eingezäunt?«

»Nein, aber es gibt einfach keine Brücke über den Fluß. Tonak, was soll das? Was stellst du mir für komische Fragen?«

Tonak sah sie an. »Vergiß es. Es hat mich nur interessiert.«

Sie musterte ihn von oben bis unten aus ihren unergründlichen schwarzen Augen. »Mach bitte keinen Unsinn, Tonak. Du kennst den Dschungel nur aus Erzählungen, aus Büchern... Es ist wirklich *gefährlich* dort, weißt du?«

»Ja, natürlich. Es hat mich nur interessiert.« Er machte, daß er fortkam, ehe er noch mehr preisgab von dem, was in ihm vorging.

»Es regnet!« rief jemand. Tonak sah beinahe automatisch auf seine Uhr: zehn vor elf. Pünktlich wie immer. Zuerst nur kleine, glitzernde Punkte auf den großen Glasscheiben und dunkle Flecken auf der Terasse, dann setzte der Regen ein, weich und gleichmäßig niederpladdernd, wie es am besten war für die Pflanzen.

In dieser Nacht fand Tonak keine Ruhe, und das lag nicht nur an dem engen Gästebett. Der Urwald! Ganz in der Nähe! Das letzte Stück ungezähmter Natur auf der ganzen Welt, und er war nur einen Fußmarsch davon entfernt. Er konnte nicht schlafen, wälzte sich wie im Fieber.

Wann würde eine solche Chance einmal wiederkehren in seinem Leben? Das war leicht auszurechnen: nie. Er stand am Ende seiner Ausbildungszeit, Beruf und Familiengründung warteten auf ihn, und dann... nichts weiter. Das war es dann.

Tonak schlug die Decke zurück und setzte sich auf. Es war nackter Wahnsinn, was er vorhatte, das wußte er. Aber in ihm war ein Verlangen, ein brennendes Sehnen, das stärker war als er und alle vernünftigen Argumente. Er zog sich rasch und geräuschlos an und schlüpfte aus dem Zimmer.

Das Haus lag dunkel und still. Später sollte er sich daran erinnern, daß er sich nie vorher und nie mehr danach so sehr lebendig gefühlt hatte wie in diesem Moment, als er mit verhaltenem Atem und leise wetzenden Schritten durch die dunklen Korridore schlich.

Er fand eine der Kerzen, die von der Party übrig geblieben waren, und zündete sie an. In der Küche und im Keller fand er einiges von dem, was er

suchte. Er verließ das Haus durch eine der Terrassentüren.

Die Nacht war kühler, als er erwartet hatte. Er marschierte entschlossen los, inständig hoffend, daß er sich richtig orientiert hatte. Er stapfte voran, so schnell es ging, und ihm wurde rasch warm.

Er erreichte den Fluß nach ungefähr anderthalb Stunden. Die letzte halbe Stunde hatte er querfeldein gehen müssen, weil kein Weg und keine Strasse zum Flußufer führte. Schließlich kam er bei den Bäumen an, die den Fluß säumten, stolperte die Böschung hinab und stand am Ufer.

Da floß er, träge glitzernd, ein breiter Flußlauf, der die Zivilisation vor dem letzten Dschungel schützte wie ein Burggraben. Tonak hockte sich hin und steckte die Hand ins Wasser. Es war eiskalt.

Darin besteht das Abenteuer, dachte er. Die Herausforderung anzunehmen. Er begann, sich auszuziehen und seine Kleider in den Plastiksack zu stopfen, in dem er seine hastig zusammengesuchte Ausrüstung mit sich trug.

Schließlich war er nackt. Schlotternd knotete er den Beutel zu, wobei er ein kurzes Seil mit einflocht, dessen anderes Ende er sich um den rechten Oberarm schlang. Er zerrte kräftig an dieser Befestigung, aber sie hielt. Um keinen Preis durfte er diesen Sack verlieren.

Und nun ins Wasser. Er tat zitternd und bebend einen Schritt vor in den Schlamm des Flusses, so daß das Wasser seine

Knöchel umspülte. Es war beißend kalt. Noch nie hatte er derartige Kälte am eigenen Leib gespürt. Hätte man ihm das befohlen, was er aus eigenem Entschluß zu tun im Begriff war, er hätte sich mit aller Kraft geweigert. Aber nun stieg ein nie gekanntes Gefühl von Freiheit in ihm auf, einer Freiheit, die auf nichts anderem beruhte als auf seinen eigenen Kräften und Fähigkeiten, eine Freiheit, die ihm niemand geben mußte, sondern die immer sein eigen gewesen war und die er nun endlich entdeckt hatte.

Schritt um Schritt watete er weiter in den Fluß hinein, mit zusammengebißenen Zähnen und am ganzen Leib fröstelnd. Der Strom zerrte gewaltig an ihm, als ihm das Wasser bis zu den Oberschenkeln reichte, und als es tiefer und tiefer wurde, mußte er schließlich ganz eintauchen, was ihm nicht ohne einen Schrei gelang, und loslassen, sich forttragen lassen von der Strömung.

Er schwamm mit kräftigen, gleichmäßigen Zügen. Die Kälte raubte ihm fast den Atem, umschloß ihn mit erbarmungslosem Griff. Aber er spürte eine animalische Wildheit in sich erwachen, eine rohe Entschlossenheit, das andere Ufer zu erreichen, und wenn es das Letzte sein sollte, was er im Leben tun würde. Diese Kraft setzte sich der Kälte entgegen und ließ ihn weiter kraftvoll ausholen.

Und dann langte er auf der anderen Seite an, auf einer flachen Sandbank. Keuchend riß er den Beutel auf und zerrte das Handtuch hervor, um sich damit trockenzureiben, die Glieder seines Körpers wieder ins Leben zurück zu massieren. Er hätte jauchzen können. Er hatte es geschafft. Er hatte es tatsächlich geschafft. Triumphierend blickte er zurück auf die Seite, die er hinter sich gelassen hatte, sah vereinzelte Lichtpunkte in weiter, weiter Ferne. Dann drehte er sich um, und da war nur Dunkelheit, reine, finstere Nacht, in der kein Licht außer dem des Mondes existierte. Er hatte es geschafft. Er war ihnen entkommen.

Er war... draußen!

Nachdem er sich wieder angezogen hatte, drang er behutsam in den Wald vor. Fremdartige Gerüche umfingen ihn, süßliche Düfte, ekelerregende Ausdünstungen, Gerüche von Moder und faulendem Holz. Äste knackten unter seinen Füßen und lösten zischelnde Geräusche irgendwo im Dunkel aus, die ihm Schauer über den Rücken jagten. Ab und zu blieb er stehen und lauschte, am ganzen Körper angespannt. Es war still, bis auf fernes Zirpen und Rascheln. Er konnte den Urwald um sich herum spüren wie einen einzigen riesigen Organismus, und er fühlte sich, als marschiere er geradewegs in den Schlund eines kolossalen Ungeheuers.

Er begriff, daß es nicht ratsam war, bei völliger Dunkelheit durch einen Dschungel zu stolpern, von dem er nichts wußte. Er kehrte um und suchte sich einen geschützten Platz am Waldrand. Sein Körper glühte noch immer von dem kalten Wasser, und er spürte alle Lebenskräfte in sich beben und pulsieren, aber er spürte auch bleierne Müdigkeit aufsteigen, die Müdigkeit eines anstrengenden Transatlantikfluges, eines langen Tages und einer ereignisreichen Nacht. Er legte sich nieder, zwischen Moos und raschelnden Blättern, und schlief auf der Stelle ein.

Als er erwachte, war es hell. Er brauchte einen Moment, bis ihm wieder einfiel, was geschehen war. Wäre er an diesem Morgen in seinem Bett erwacht, er hätte das Erlebte bereitwillig als phantastischen Traum akzeptiert. Aber dies war die Wirklichkeit. Mit einem Schlag war er hellwach.

Die Sonne stand schon recht hoch am Himmel und brannte kraftvoll auf ihn herab. Er sah sich blinzeln um. Bei Tag wirkte alles weit weniger bedrohlich, fast schon gewöhnlich. Da war der Fluß, den er durchschwommen hatte. Und wenn er sich umdrehte, der Wald mit seiner sinnverwirrenden Vielfalt verschiedener Pflanzen, Bäume, Sträucher und Blüten. Tonak nahm sein Bündel und stand auf. Der Dschungel wartete auf ihn. Mit dem großen, scharfen Messer, das er aus Tante Vataias

Küche entwendet hatte, arbeitete er sich durch das Unterholz vorwärts. Jetzt war der Wald wach. Um ihn herum, unsichtbar im Dickicht, spektakelte und krakeelte es ohrenbetäubend, war unentwegt von irgendwoher ein Schnattern und Gackern, Zischen und Rascheln, Zwitschern und Gurren zu hören. Das grelle Sonnenlicht brach funkelnd durch das Dach der hohen Bäume und zauberte Schatten und Reflexe in unzählbaren Farben auf die Blätter, Blüten und Zweige ringsherum.

Tonak verspürte Hunger, und das in nicht geringem Maß. Er konnte sich kaum erinnern, jemals derart hungrig gewesen zu sein. Sein Blick fiel auf einige Beeren. Sie mochten essbar sein oder das pure Gift, er wußte es nicht. Mißtrauisch pflückte er einige der Beeren und roch daran, zerquetschte eine zwischen den Fingern und schnupperte wieder. Sie roch nicht gut, faulig und stechend. Er warf die restlichen Beeren weg und setzte seinen Weg fort.

Er würde nicht umhin kommen, ein Tier zu töten, um es zu essen. Vorsichtshalber hatte er die Schußwaffe mitgenommen, die er im Keller in einer Schublade gefunden hatte und von der er vermutete, daß sie Onkel Peret gehörte. Es würde eine Weile dauern, bis er sich eine eigene Waffe, einen Bogen etwa, gebaut hatte und gelernt, damit umzugehen. Vordringlich mußte er eine Stelle finden, an der er ein ständiges Nachtlager errichten konnte und an der ihm frisches Wasser zur Verfügung stand.

Diese Überlegungen machten ihn beinahe trunken vor Ekstase. Nie hätte er zu hoffen gewagt, einmal tatsächlich Abenteuer zu erleben vergleichbar jenen, von denen er all die Jahre in dem unterirdischen, muffigen Lesesaal unter dem wachsamen Auge des Bibliothekars gelesen hatte. Und nun war es geschehen. Er war hier. Dies war die Erfüllung seines Lebens. Was immer jetzt noch kommen mochte, dies konnte ihm keiner mehr nehmen.

Und dann war da plötzlich das Tier. Eine große Raubkatze, die unvermittelt zwischen den Bäumen stand wie hingezaubert

und ihn aus glühenden Augen musterte.

Tonaks Herz schien mit einem Mal groß und pochend seinen gesamten Brustkorb auszufüllen. Blitzartig wurde ihm klar, daß diese Situation gemeint gewesen war, wenn in den alten Büchern vom 'Gesetz der Wildnis' die Rede gewesen war. Einer würde jetzt das Frühstück des anderen werden - es war nur noch nicht klar, wer.

Die Katze starrte ihn unverwandt und, wie es schien, unschlüssig an, während sie langsam und unhörbar näherkam. Offenbar konnte sie ihren Gegenüber noch weniger einordnen als dies umgekehrt der Fall war. Tonak griff mit einer langsamen, hoffentlich unauffälligen Bewegung nach dem Revolver in seiner Tasche. Gerade noch rechtzeitig fiel ihm ein, die Waffe zu entsichern, dann hob er den Lauf und feuerte.

Das Tier zuckte zusammen und wich fauchend zurück. Tonak feuerte erneut, und die Bestie jaulte auf. Es war nicht so leicht, zu töten, wie Tonak sich das vorgestellt hatte. Er hielt den Atem an und zielte zwischen die Augen, und gerade als die Katze zum Sprung ansetzen wollte, schoß er ein drittes Mal. Das Tier fiel um wie von einer Axt gefällt.

Mit einem nie zuvor erlebten Gefühl der Befriedigung blickte er auf das tote Tier herab. Sein Herz schlug ihm immer noch bis zum Hals.

In den Protokoll der Polizei, das er später unterschreiben mußte und aufgrunddessen er angeklagt wurde wegen »unbefugten Eindringens in ein Naturreservat, unerlaubten und artfremden Tötens eines geschützten Tieres und vorsätzlicher Beschädigung staatlichen Eigentums«, erfuhr er, daß sich dieser Kampf im Planquadrat 234/9 zugetragen hatte. Davon wußte er in diesem Augenblick nichts. Er setzte das Messer an, um seiner Beute den Bauch aufzuschlitzen, sie zu zerlegen in eßbare Teile. Mitten im Schnitt blieb die Klinge an etwas Metallischem hängen, und als er nachsah, fand er eine kleine implantierte

Plakette mit der Aufschrift:

»*Staatl. Wildnisverwaltung,*
32/00072/14200278«.

Inventar-Nr.

© 1994

Die Haarteppichknüpfer

(Aus dieser Kurzgeschichte entstand der gleichnamige preisgekrönte Roman.)

Knoten um Knoten, tagein, tagaus, ein Leben lang, immer die gleichen Handbewegungen, immer die gleichen Knoten in das feine Haar schlingend, so fein und winzig, daß die Finger zitterig wurden mit der Zeit und die Augen schwach von der Anstrengung des Sehens - und die Fortschritte waren kaum zu merken; wenn er gut vorankam, entstand in einem Tag ein neues Stück seines Teppichs, das vielleicht so groß war wie sein Fingernagel. So hockte er an dem knarrenden Knüpfrahmen, an dem schon sein Vater gesessen war und vor ihm dessen Vater, in der gleichen gebeugten Haltung, die alte, halbblinde Vergrößerungslinse vor den Augen, die Arme auf das abgewetzte Brustbrett gestützt und nur mit den Fingerspitzen die Knotennadel führend. So knüpfte er Knoten um Knoten in der seit Generationen überlieferten Weise, bis er in einen Trancezustand geriet, in dem ihm wohl war; sein Rücken hörte auf zu schmerzen, und er spürte das Alter nicht mehr, das ihm in den Knochen saß. Er lauschte auf die vielfältigen Geräusche des Hauses, das der Großvater seines Urgroßvaters erbaut hatte - den Wind, der ewig gleich über das Dach strich und sich in offenen Fenstern fing, das Klappern von Geschirr und die Gespräche seiner Frauen und Töchter unten in der Küche. Jedes Geräusch war ihm vertraut. Er hörte die Stimme der Weisen Frau heraus, die seit einigen Tagen im Haus lebte, weil Garliad, seine Nebenfrau, ihre Niederkunft erwartete. Er hörte die halbstumme Türglocke scheppern, dann ging die Haustür, und Aufregung kam in das Gemurmel der Gespräche. Das war

wahrscheinlich die Händlerin, die heute kommen sollte mit Lebensmitteln, Stoffen und anderen Dingen.

Dann knarzten schwerfällige Schritte die Treppe zum Knüpfzimmer empor. Das mußte eine der Frauen sein, die ihm das Mittagessen brachte. Unten würden sie jetzt die Händlerin an den Tisch einladen, um den neuesten Klatsch zu erfahren und sich irgendwelchen Tand aufschwätzen zu lassen. Er seufzte, zog den Knoten fest, an dem er gerade war, setzte die Vergrößerungslinse ab und drehte sich um.

Es war Garliad, die da stand mit ihrem enormen Bauch und einem dampfenden Teller in der Hand und wartete, bis er ihr mit einer ungeduldigen Handbewegung erlaubte, näherzutreten.

"Was fällt den anderen Frauen ein, dich arbeiten zu lassen in deinem Zustand?" knurrte er. "Willst du meine Tochter auf der Treppe gebären?"

"Ich fühle mich heute sehr gut, Ostvan", erwiderte Garliad.

"Wo ist mein Sohn?"

Sie zögerte. "Ich weiß es nicht."

"Dann kann ich es mir schon denken!" schnaubte Ostvan. "In der Stadt! In dieser Schule! Bücher lesen, bis ihm die Augen wehtun, und sich Flausen in den Kopf setzen lassen!"

"Er hat versucht, die Heizung zu reparieren, und ging dann fort, um irgendein Teil zu besorgen, wie er sagte."

Ostvan stemmte sich von seinem Schemel hoch und nahm ihr den Teller aus den Händen. "Ich verfluche den Tag, an dem ich zuließ, daß er in diese Schule in der Stadt geht. Hat Gott es bis dahin nicht gut mit mir gemeint? Hat er mir nicht fünf Töchter geschenkt und dann erst einen Sohn, so daß ich kein Kind töten mußte? Und haben meine Töchter und Frauen nicht Haare in allen Farben, so daß ich überhaupt nicht färben muß und einen Teppich knüpfen kann, der einst des Kaisers würdig sein wird? Warum will es mir nicht gelingen, aus meinem Sohn einen guten

Teppichknüpfer zu machen, damit ich einmal meinen Platz finde neben Gott und ihm helfen darf, am großen Teppich des Lebens zu knüpfen?"

"Du haderst mit deinem Schicksal, Ostvan."

"Soll man nicht hadern mit so einem Sohn? Ich weiß schon, warum nicht seine Mutter mir das Essen bringt."

"Ich soll dich um Geld bitten für die Händlerin", sagte Garliad.

"Geld! Immer nur Geld!" Ostvan stellte den Teller auf das Fensterbrett und schlurfte zu einer stahlbeschlagenen Truhe, die geschmückt war mit einer Photographie des Teppichs, den sein Vater geknüpft hatte. Darin lag das Geld, das vom Verkauf des Teppichs noch übrig war, verpackt in einzelne Schachteln, auf denen Jahreszahlen standen. Er nahm eine Münze heraus. "Nimm. Aber denk daran, daß das hier noch den Rest unseres Lebens reichen muß."

"Ja, Ostvan."

"Und wenn Abron zurückkommt, schickt ihn sofort zu mir."

"Ja, Ostvan." Sie ging.

Was war das nur für ein Leben, nichts als Sorgen und Ärger! Ostvan zog einen Stuhl ans Fenster und ließ sich darauf nieder, um zu essen. Sein Blick verlor sich in der felsigen, unfruchtbaren Einöde. Früher war er noch ab und zu hinausgezogen, um gewisse Mineralien zu suchen, die für die geheimen Rezepturen erforderlich waren. Einige Male war er auch in der Stadt gewesen, um Chemikalien oder Werkzeuge zu kaufen. Aber inzwischen hatte er alles beisammen, was er noch brauchen würde für seinen Teppich. Er würde wohl nicht mehr hinausgehen. Er war auch nicht mehr jung; sein Teppich würde bald fertig sein, und dann war es Zeit, ans Sterben zu denken.

Später, am Nachmittag, unterbrachen schnelle Schritte auf der Treppe seine Arbeit. Es war Abron.

"Du wolltest mich sprechen, Vater?"

"Du warst in der Stadt?"

"Ich habe Rußsteine gekauft für die Heizung."

"Wir haben noch Rußsteine im Keller, genug für Generationen."

"Das wußte ich nicht."

"Du hättest mich ja fragen können. Aber dir ist jeder Vorwand recht, um in die Stadt gehen zu können."

Abron kam näher, unaufgefordert. "Ich weiß, daß es dir nicht gefällt, daß ich so oft in der Stadt bin und Bücher lese. Aber ich kann nicht anders, Vater, es ist so interessant...diese anderen Welten...es gibt so viel zu lernen - so viele Arten, wie Menschen leben..."

"Ich will davon nichts hören. Für dich gibt es nur eine Art zu leben. Du hast von mir alles gelernt, was ein Haarteppichknüpfer wissen muß, das ist genug. Du kannst alle Knoten knüpfen, du bist eingeweiht in die Imprägnierungen und in die Färbetechniken, und du kennst die überlieferten Muster. Wenn du deinen Teppich entworfen hast, wirst du dir eine Frau nehmen, und ihr werdet viele Töchter haben mit verschiedenfarbigen Haaren. Und zur Hochzeit werde ich meinen Teppich vom Knüpfrahmen schneiden, umsäumen und dir schenken, und du wirst ihn in der Stadt an die kaiserlichen Händler verkaufen. So habe ich es mit dem Teppich meines Vaters getan, und so hat er es zuvor mit dem Teppich seines Vaters getan, und dieser davor mit dem Teppich seines Vaters, meines Urgroßvaters; so geht es von Generation zu Generation, seit Tausenden von Jahren. Und so wie ich meine Schuld an dir abbezahle, so wirst du deine Schuld an deinem Sohn abbezahlen, und dieser wiederum an seinem Sohn und so fort. So war es schon immer, und so wird es immer sein."

Abron seufzte gequält. "Ja, sicher, Vater, aber ich bin nicht glücklich bei dieser Vorstellung. Am liebsten möchte ich gar

kein Haarteppichknüpfer sein."

"Ich bin ein Haarteppichknüpfer, und deswegen wirst du ebenfalls ein Haarteppichknüpfer sein!" Ostvan zeigte mit einer erregten Geste auf den unvollendeten Teppich im Knüpfrahmen. "Mein ganzes Leben lang habe ich an diesem Teppich geknüpft, mein ganzes Leben, und von dem Erlös dafür wirst du einmal dein Leben lang zehren. Du hast eine Schuld an mir, Abron, und ich verlange, daß du sie an deinem Sohn wieder abbezahlst. Und gebe Gott, daß er dir nicht so viel Kummer macht wie du mir!"

Abron wagte nicht, seinen Vater anzusehen, als er entgegnete: "Es gibt Gerüchte in der Stadt, von einer Rebellion, und daß der Kaiser abdanken muß... Wer kann denn noch Haarteppiche bezahlen, wenn der Kaiser nicht mehr da ist?"

"Eher verlöschen die Sterne, als daß der Ruhm des Kaisers erlischt!" dröhnte Ostvan. "Habe ich dir diesen Satz nicht schon beigebracht, als du noch kaum neben mir am Knüpfrahmen sitzen konntest? Glaubst du, irgendwer kann einfach daherkommen und die Ordnung umstoßen, wie Gott sie gefügt hat?"

"Nein, Vater", murmelte Abron. "Natürlich nicht."

Ostvan betrachtete ihn. "Geh jetzt und arbeite am Entwurf deines Teppichs."

"Ja, Vater."

Am späten Abend setzten bei Garliad die Wehen ein. Die Frauen begleiteten sie in das vorbereitete Gebärzimmer; Ostvan und Abron blieben in der Küche.

Ostvan holte zwei Becher und eine Flasche Wein, und sie tranken schweigend. Gelegentlich hörten sie Garliad im Gebärzimmer schreien oder stöhnen, dann geschah wieder lange Zeit nichts. Es würde eine lange Nacht werden.

Als sein Vater die zweite Flasche Wein holte, fragte Abron:

"Was, wenn es ein Junge ist?"

"Das weißt du so gut wie ich", erwiderte Ostvan dumpf.

"Was wirst du dann tun?"

"Seit ewigen Zeiten gilt das Gesetz, daß ein Teppichknüpfer nur einen Sohn haben darf, weil ein Teppich nur eine Familie ernähren kann." Ostvan deutete auf ein altes, fleckiges Schwert, das an der Wand hing. "Damit hat dein Großvater meine zwei Brüder am Tag ihrer Geburt getötet."

Abron schwieg. "Du hast gesagt, Gott hat diese Ordnung gefügt", brach es schließlich aus ihm heraus. "Das muß ein grausamer Gott sein, findest du nicht?"

"Abron!" donnerte Ostvan.

"Ich will nichts zu tun haben mit deinem Gott!" schrie Abron und stürzte aus der Küche.

"Abron! Bleib hier!"

Aber Abron rannte die Treppe zu den Schlafräumen hinauf und kam nicht mehr zurück.

So wartete Ostvan alleine, aber er trank nicht mehr. Die Stunden vergingen, und seine Gedanken verdüsterten sich. Schließlich mischten sich die ersten Schreie eines Kindes in die Schreie der Gebärenden, und Ostvan hörte die Frauen klagen und weinen. Er stand schwerfällig auf, als bereite ihm jede Bewegung Schmerzen, nahm das Schwert von der Wand und legte es auf den Tisch. Dann stand er da und wartete mit dumpfer Geduld, bis die Weise Frau aus dem Gebärraum kam, das Neugeborene im Arm. "Es ist ein Junge", sagte sie gefaßt. "Werdet Ihr ihn töten, Herr?"

Ostvan sah in das rosige, zerknitterte Gesicht des Kindes. "Nein", sagte er. "Er soll leben. Ich will, daß er Ostvan heißt, genau wie ich. Ich werde ihn das Handwerk eines Haarteppichknüpfers lehren, und wenn ich nicht mehr lange genug leben sollte, wird ein anderer seine Ausbildung

abschließen. Bring ihn wieder zu seiner Mutter, und sag ihr, was ich dir gesagt habe."

"Ja, Herr", sagte die Weise Frau und trug das Kind wieder hinaus.

Ostvan aber nahm das Schwert vom Tisch, ging hinauf damit in die Schlafräume und erschlug seinen Sohn Abron.

© 1995

Das fliegende Auge

Mister President, meine Damen und Herren, ich will die Zeit des Anflugs nutzen, um die technischen Hintergründe dieses Projekts genauer zu erläutern. Wie Sie sich vielleicht erinnern - es ging damals durch die Presse - ist es Ende 1999 in Berkeley Wissenschaftlern erstmals gelungen, die Augen einer Katze so an einen Computer anzuschließen, daß auf dem Bildschirm erschien, was diese Augen sahen. Kurze Zeit später - wie soll ich sagen? - fanden die wichtigsten Mitglieder dieses Forscherteams das Angebot attraktiv, von Berkeley nach Langley zu wechseln und die Ergebnisse ihrer Arbeit nicht mehr zu publizieren, im Austausch für die Gewißheit, ihrem Land und der Freiheit zu dienen - und für eine Menge Geld, natürlich. Im Jahr darauf funktionierte das, was mit Katzenaugen geglückt war, auch mit den Augen von Vögeln, und 2001 waren die zugehörigen Sender klein und leicht genug, um sie den Tieren auch einzupflanzen. Sie erinnern sich an die Aufnahmen aus Muammar Ghaddafis Garten? Ein Falke, den wir ihm über einen Mittelsmann zukommen ließen. Ein schönes Tier. Und Sie wissen ja, wie diese Orientalen sind - vernarrt in Falken und Hengste und all solches Zeug.

Hmm, ja. Das ist leider wahr - man hatte vergessen, die Ohren des Tieres anzuschließen. Wir konnten Ghaddafi bei zahlreichen Gesprächen beobachten, aber nichts hören. Ja, korrekt; das führte zu einem überraschenden Wechsel an der Spitze des CIA. Nein, wir haben natürlich Lippenleser eingesetzt, auch solche, die des Arabischen mächtig sind, aber diese Schnauzbärte... Aussichtslos.

So, wir sehen nun Peking, meine Damen und Herren, aus etwa

fünfzig Metern Höhe. Das Auge einer Fliege an einen Computer anzuschließen, ich kann es Ihnen versichern, ist eine technische Meisterleistung. Wie Sie vielleicht wissen, hat eine Fliege, wie alle Insekten, Facettenaugen, die völlig anders funktionieren als die Augen von Säugetieren oder Vögeln. Eine Vielzahl von einzelnen starren Augen, nicht wahr, die eine Vielzahl von einzelnen Bildern liefern... Aber da sie alle an einen Computer angeschlossen sind, kann man mit entsprechender Software die Informationen der einzelnen Facetten zu einem Gesamtbild umrechnen, das uns Menschen verständlich ist.

Ja, richtig, das ist das, was Sie hier auf dem Bildschirm sehen, Herr Verteidigungsminister. Peking, wie es eine Fliege sieht. Das, was wir gerade überfliegen, müßte der T'ien-T'an-Park sein, dieses Gebäude da unten die Gebetshalle für gute Ernten... Stammt natürlich noch aus der Zeit vor der Revolution. Dort vorne sieht man schon das große Mao-Standbild, wir sind also tatsächlich im Ch'ung-Wen-Distrikt... Achten Sie auf das niedrige gelbe Gebäude schräg dahinter, ungefähr in Bildmitte, das ist der Sitz des chinesischen Ministerpräsidenten. Wir halten direkt darauf zu.

Wie bitte? Ja, selbstverständlich, wir können die Fliege steuern. Sonst würden wir wahrscheinlich im nächsten Misthaufen landen, nicht wahr, ha ha? Dirigieren ist das bessere Wort, ja. Kleine elektrische Impulse, die die Flugrichtung beeinflussen. Es funktioniert ziemlich gut - jedenfalls haben die Jungs eine Menge erstklassiger Aufnahmen aus Damenumkleideräumen... Oh, Verzeihung, Frau Außenminister.

Wie auch immer, diese Fliege ist vor einigen Tagen von einem ferngelenkten Miniatur-U-Boot an der nordchinesischen Küste ausgesetzt worden und hat sich in langen Flugetappen Richtung Peking bewegt. Die Funksignale sind natürlich verschlüsselt und werden per Satellit... Die Energie? Ja, Sie haben recht. Das ginge nicht, wenn wir der Fliege auch noch eine Batterie hätten aufbürden müssen; damit wäre sie auch

nicht weit gekommen. Nein, die elektrischen Anschlüsse im Körper der Fliege beziehen ihre Energie direkt aus den Zellen, über einen elektrochemischen Prozeß, den ich, ehrlich gesagt, nicht verstanden habe. Der Professor kann Ihnen das nachher sicher besser erklären als ich. Nein, billiger ist es auf keine Fall. Die Umrüstung dieser Fliege hat ungefähr fünfzehn Millionen US-Dollar gekostet. Wobei man berücksichtigen muß, daß sich dieser Betrag reduzieren wird, sobald wir über das Prototyp-Stadium hinaus sind. Ich sage das, weil der Herr Staatssekretär hier einen Moment blaß wurde... Nichts für ungut, Jim!

So - das müßte das Fenster zum Büro des Ministerpräsidenten sein. Wir lassen die Fliege auf der Fensterscheibe landen, so daß wir hineinschauen können. Hervorragend. Punktlandung. Die Fliege dreht sich einmal auf der Stelle, damit unsere Jungs in der Steuerung sich in Ruhe umschauen können. Ich schätze mal, sie werden die Lüftungsklappe dort oben nehmen... Richtig. Sicherheitshalber bleibt die Fliege am Boden, beziehungsweise an der Scheibe, weil... fünfzehn Millionen Dollar, dafür kann man eine Menge Cadillacs kaufen, nicht wahr?

Ah! Fliegengitter! Das ist jetzt natürlich ein Hindernis. Aber ich schätze, jeder von Ihnen kennt das - man glaubt, man hat das ganze Haus abgedichtet, und trotzdem kommen die Biester irgendwie rein. Ja, und was soll ich sagen: seit wir mit der Fliege durch die Gegend schwirren, wissen wir auch, warum. Wie die das machen. Sehen Sie, hier hat das Fliegengitter im Fenster des chinesischen Ministerpräsidenten eine Lücke. Die haben nicht wir gefunden, die hat die Fliege selber gefunden. Die Burschen aus der Steuerzentrale haben ihr nur das dringende Bedürfnis eingegeben, in den Raum dahinter zu gelangen, und siehe da, unsere Fliege findet einen Weg. Und drin sind wir!

Das ist der besondere Vorteil dieses Verfahrens - daß das Tier lebt. Es ist kein Roboter, kein ferngesteuertes Flugobjekt - es ist ein Lebewesen, das wir lediglich dorthin lenken, wo wir es haben wollen. Alles andere macht es selber. Es fliegt, es

versorgt sich mit Nahrung - um all das müssen wir uns nicht kümmern.

So, Ladies und Gentlemen, das ist jetzt der Anflug auf den Schreibtisch. Nein, nein, das ist keine Aufzeichnung, das ist alles live. Natürlich laufen Recorder mit, außerdem sitzen Agenten mit hervorragenden Kenntnissen des Chinesischen im Nebenraum... Wie bitte? Ja, ich glaube, Sie haben recht - die zweite Person ist der Verteidigungsminister! Gut möglich, daß die Papiere auf dem Tisch geheime militärische Unterlagen sind. Sehen Sie nun, wie wunderbar das ist? Eine unscheinbare, absolut unverdächtige Fliege ist unser Auge und unser Ohr. Bitte sehen Sie mir meine Begeisterung nach. Ein harmloses Insekt, nicht der Rede wert, krabbelt am Rand des Tisches, an dem diese beiden Männer sitzen, und sie kommen nicht im Traum auf die Idee, daß sie belauscht und beobachtet werden. Eine kleine Schmeißfliege, die ein besserer Agent ist, als James Bond es je...

Oh! Das ist jetzt natürlich ziemlich... wie soll ich sagen? Bitte - einen Moment... Kann ich eben mal kurz telefonieren? Sicher gibt es dafür einen Grund...

Hi, George? Was ist los? Ihr habt den Funkkontakt verloren.

Nein? Aber hier ist alles tot. Der Bildschirm zeigt nur noch Schneegestöber, und ich glaube nicht, daß es im Sommer in Peking...

Wie? Nein, das habe ich jetzt nicht verstanden. Was hat das letzte Bild damit zu tun? Ihr habt es analysiert, ja, und? Was ist darauf zu sehen?

Ah. Die Peking Rundschau...?

Warum es während der Sonnenfinsternis regnen mußte

In der Woche vor der Sonnenfinsternis 1999 war im Himmel die Hölle los. Botenengel flitzten, das Hosiannasingen wurde mehrere Male kurzfristig abgesagt, und das Frohlocken fiel deutlich unfroher aus als üblich. »Wie allgemein bekannt sein dürfte«, eröffnete einer der Erzengel die Krisensitzung und hielt dabei den Fahrplan der Himmelskörper in die Höhe, »findet am 11. August über Europa eine totale Sonnenfinsternis statt.« »Schön!« freute sich der Leiter der Schutzengelstaffel. »Ja, sicher.« Der Erzengel warf ihm einen absolut unlustigen Blick zu. »Eines der ergreifendsten Naturschauspiele, die der Chef erfunden hat, zweifellos - die Situation ist nur, daß wir in einer Weise ausgetrickst worden sind, daß ich mich frage, was die Schutzengel die ganze letzte Zeit eigentlich getan haben.« »Wir haben unseren Dienst getan«, verwahrte der Angesprochene sich. »Ganz normal.« »Ausgetrickst?« fragte ein anderer Engel. »Von wem?« Der Erzengel seufzte. »Von wem wohl?«

»Vom Versucher?« Der Engel kratzte sich am Heiligenschein. »Aber der kann doch nichts ausrichten gegen die Bewegung der Gestirne...?« »Das Problem ist«, setzte der Erzengel auseinander, »daß die Sonne sehr hell ist. Nicht so hell wie Sein Antlitz, natürlich, aber immerhin so hell, daß die Menschen eine Schutzbrille benötigen, um hineinzusehen. Und hineinsehen werden sie, um die Überdeckung von Mond und Sonne zu beobachten.« »Und der Versucher hat verhindert, daß solche Schutzbrillen hergestellt werden!« »Leider war er viel raffinierter. Er hat einige Hersteller solcher Schutzbrillen dazu verführt, den Todsünden des Geizes und der Unmäßigkeit anheimzufallen.« Als er die fragenden Blicke der anderen

Konferenzteilnehmer bemerkte, fügte der Erzengel zur Erläuterung hinzu: »Ein paar Geschäftsleute, die den Hals nicht vollkriegen konnten, haben bei der Herstellung ihrer Brillen geknausert und minderwertige Lichtschutzfolie verwendet. Trotzdem haben diese Brillen das Prüfsiegel erhalten - vermutlich haben sich einige Prüfer des weiteren der Todsünde der Trägheit schuldig gemacht -, und als Resultat sind nun Millionen von Schutzbrillen im Umlauf, die die Augen nicht ausreichend schützen, aber von den tauglichen Brillen nicht zu unterscheiden sind.« Empörung und Entsetzen erklang in der Runde. »Die Schutzengel müssen eingreifen!« forderte jemand, ein anderer rief: »Dann muß die Sonnenfinsternis ausfallen!« »Wir tun, was wir können«, erklärte der oberste Schutzengel, »aber ich verwahre mich dagegen, die Lösung des Problems allein auf uns abwälzen zu wollen!« Hier stimmte ihm der Erzengel zu. »Der Chef hat ganz klar gemacht, daß ein Wunder nicht in Frage kommt. Er will, daß wir die Situation möglichst unauffällig bereinigen. Und mir fällt dazu nur eine Lösung ein.« Er sah jeden einzelnen der Anwesenden an, bis sein Blick auf Petrus hängenblieb. »Eine Wolkendecke.« »Ja!« rief jemand. »Genau!« ein anderer. »Genial!« ein dritter. »Moment!« rief Petrus. »Halt! Schlagt euch das aus dem Kopf. Es ist August. Mitten im Sommer. Wir sind gerade dabei, eine richtiggehende Hitzewelle abzufackeln. Da geht gar nichts.« Der Erzengel breitete die Flügel aus, was bei seiner Spannweite ehrfurchtgebietend aussah. »Millionen schwitzender Menschen in den überfüllten Wartezimmern von Augenärzten werden das zu schätzen wissen«, erklärte er sarkastisch. Petrus raufte sich den Bart. »Wo soll ich denn jetzt Wolken hernehmen? Ich habe über Europa gerade nur Hochdruckzonen, heiße Luftmassen, Warmluftfronten... Letztens hieß es noch, ich soll dafür sorgen, daß es ein Jahrhundertereignis wird. Strahlender Himmel und Sonnenschein war gewünscht. Bitte, ist unterwegs. Und jetzt auf einmal soll ich es regnen lassen?« Der Erzengel sah ihn

bekümmert an. »Wenn dir das nicht gelingt, und uns nichts anderes einfällt«, meinte er, »dann hat der Verderber gesiegt. So sieht es aus.« Einer der kleinen Rauschgoldengel flötete: »Denk doch an die Kinder und ihre großen, unschuldigen Augen!« Petrus seufzte. »Wolken und Regen, ausgerechnet am Tag der Sonnenfinsternis. Das wird meinen Ruf endgültig ruinieren.« Er zuckte ergeben die Schultern. »Aber gut - ich werde tun, was ich kann...«

© 1999

Jenseits der Berge

Sie hatten Livet erwischt. Sie waren aus dem Nachthimmel herunter- gekommen wie ein einstürzendes Dach, schwarzes Geflatter dunkler als die Nacht, wirbelnde Krallen, messerscharf, gierig zischende Mäuler, hatten Livet mit sich fortgetragen und Bran zurückgelassen, einfach so. Und ihr ohrenbetäubendes Kreischen hatte geklungen wie höhnisches Gelächter.

Bran blieb liegen, bis er glauben konnte, daß es vorbei war. Als die Schreie sich verloren, hob er den Kopf aus dem kalten Schlamm, aber er konnte sich nur auf den Rücken drehen, so sehr zitterte er noch. Seine Hand bekam den Dornenstock zu greifen, und ein wütendes, hilfloses Schluchzen drang wie von selbst aus ihm heraus. Nutzlos. Es gab keine Waffen, keinen Schutz.

Wenn Opferzeit war, mußte Blut fließen, so war es. Wenn sie nachts keine Beute fanden, kamen sie bei Tage. Wenn sie auf den Feldern und in den Gassen niemanden kriegen konnten, drangen sie in die Häuser ein. Wenn die Vampire hungrig waren, dann mußte ein Mensch sterben.

Und heute nacht war die Reihe an Livet gewesen. Bran stemmte sich elend hoch. Gellende Schreie hallten von den Bergen wieder, weit entfernt. Jetzt waren sie im Bluttausch. Er mußte machen, daß er das Dorf erreichte. Heute nacht würden sie jeden nehmen, den sie kriegen konnten, ob sie noch hungrig waren oder nicht.

Aber er war genug gerannt heute nacht. Seine Schenkel brannten vor Erschöpfung, und der kalte Wind, der den Schnee von den Bergen herabtrug, fror ihm das Leben aus dem Leib.

Einfach vornüberkippen, liegenbleiben, selbst zur Beute werden. Es endlich überstanden haben. Nur die Füße waren nicht einverstanden, trugen ihn weiter, stapften durch aufgeweichte Gassen, fanden den Weg zum Versammlungshaus, und dort zogen ihn Hände zur Tür herein, in dampfende Wärme.

"Bran... er ist zurück... er lebt..." Gemurmelt um ihn herum. Man setzte ihn an den Ofen, jemand reichte ihm eine Schale mit Brühe. Es war eine sehr dünne Brühe. Dieses Jahr reichte es kaum zum Leben. Die Vampire hatten die Felder verwüstet wie selten zuvor.

"Geht es dir besser?"

Er nickte, wärmte die Hände an der Schale. Aber die Wahrheit war, daß er

nicht wußte, ob es ihm gut ging oder nicht. "Livet?"

"Sie haben ihn geholt."

Das Raunen trug Livets Namen weiter. Aus dem Raum der Frauen drang gleich drauf Wehklagen. Aber gleichzeitig war so etwas wie Aufatmen zu spüren - Hoffnung, daß die Vampire nun wieder einmal zufrieden sein würden für eine Weile.

"Dies ist ein Abend der Wunder", rief plötzlich jemand. "Von dreien, die wir tot glaubten, sind zwei unversehrt zurückgekehrt!"

"Ehre sei dem Herrn des Tages und der Nacht", murmelte ein Chor dumpfer Männerstimmen.

Bran sah den Mann neben sich fragend an.

"Siren ist zurückgekommen", erklärte der.

"Siren? Aber wie kann das..?" Bran erinnerte sich, daß der junge Bursche vor zwei Monden verschwunden war. Natürlich hatte ihn jeder für tot gehalten. Es war unglaublich, daß er diese lange Zeit ohne den Schutz des Dorfes überstanden haben sollte.

"Dort hinten sitzt er. Und erzählt Dinge, die nicht mal das dümmste Kind glauben würde."

"Ja? Was denn?"

"Kannst ihm ja zuhören. Er hört gar nicht auf zu reden."

Bran erhob sich mühsam und mischte sich unter die Männer, die einen Tisch umringten, an dem wahrhaftig Siren saß, gesund und lebendig, und aufgeregt anredete gegen die Wand aus zweifelnden oder spöttisch grinsenden Gesichtern ringsum.

"Stellt euch Wiesen vor, grün und saftig, soweit der Blick geht. Stellt euch Felder vor, jedes so groß wie unser ganzes Dorf, die herrlich blühen. Stellt euch Bäume vor, Hunderte davon, die voller süßer Früchte hängen..."

"Märchenland!" warf jemand ein.

"Die Menschen dort", rief ihm Siren entgegen, "wissen nicht einmal, was Vampire sind. Sie versammeln sich nachts unter freiem Himmel und feiern, zünden große Feuer an, um die herum sie fröhlich tanzen, lachen, singen, essen und trinken. Sie haben keine Angst vor der Nacht - sie lieben sie geradezu!"

"Geschichten erzählen konntest du schon immer, Siren", meinte einer und erntete zustimmendes Gelächter.

"Ich habe das alles gesehen!" erregte sich Siren. "Ich habe das alles gesehen, mit diesen Augen! Mit diesen Händen habe ich reife Früchte von Bäumen gepflückt, ganze Körbe voll. Mit diesen Beinen bin ich durch Felder gegangen, deren Korn mir bis zur Hüfte reichte -"

"Wo ist dieses Land?" fragte Bran.

Siren sah ihn an. "Ich sagte es doch schon - jenseits der Berge. Ich habe einen Weg über die Berge gefunden. Und ich sage euch, auf der anderen Seite liegt ein Land, das unvorstellbar schön und reich ist; ein Land, in dem es keine Vampire gibt!" Er hob hilflos die Hände. "Warum versteht mich denn keiner? Sehe ich so aus, als sei ich verrückt geworden? Ich hätte dort bleiben können. Ich hätte nicht zurückzukommen brauchen, um euch davon zu berichten. Ich hätte nicht riskieren müssen, daß die

Vampire mich doch noch erwischen. Ich hätte einfach bleiben können. Ihr glaubt mir nicht, schön - aber ihr braucht mir nicht zu glauben! Ihr könnt einfach mit mir kommen, und ich zeige euch den Weg, den ich gegangen bin. Wir brauchen nicht hierzubleiben, versteht ihr? Wir brauchen uns nicht sinnlos den Vampiren zu opfern. Wir können einfach fortgehen in ein besseres Land."

"Vielleicht", warf eine bedächtige, Ehrfurcht gebietende Stimme ein, "hat das alles seinen guten Grund." Der Spott und das Gelächter erstarben. Die Männer wichen respektvoll beiseite, um den alten Gurot durchzulassen. Man machte ihm Platz, damit er sich an den Tisch setzen konnte, Siren gegenüber.

Gespannte Stille herrschte plötzlich. Gurot legte die Heilige Schrift vor sich hin, rieb sich die Reste der Opferkräuter von den Fingerspitzen und musterte den jungen Siren aufmerksam, der unter diesen Blicken kleiner zu werden schien. Langsam sagte er: "Ich möchte dir zunächst sagen, Siren, daß ich mich freue, daß du noch am Leben bist, und daß ich dich beglückwünsche."

"Danke", sagte Siren tonlos.

"Man hat mir von deinen Erzählungen berichtet, während ich das Huldigungsoffer darbrachte", fuhr der Alte bedächtig fort, "und ich denke, ehe du dich immer wieder und wieder wiederholst, sollten wir alles einmal gründlich bedenken und von allen Seiten betrachten."

Siren sagte nichts.

"Du bist der Überzeugung, daß du uns etwas von enormer Wichtigkeit mitzuteilen hast; hat man mir das richtig überbracht?"

"Ja." "Und du wunderst dich, daß deine Schilderungen hier

auf, sagen wir einmal, Skepsis stoßen. Sehe ich das recht?"
"Genau."

Gurot faltete die Hände in einer Geste der Nachdenklichkeit. "Nun, Siren, ich möchte, daß du dich einmal in die Lage dieser Leute hier versetzt. Du bist noch sehr jung, gerade mannbar geworden, in dir brennt noch die Hitze der Jugend und ihre Phantasie. Überdies weißt du selbst, daß du nicht gerade das warst, was man ein wohlerzogenes Kind nennt; du erinnerst dich sicher selber am besten an manche Streiche, Lügen und andere Vorfälle, die man beim besten Willen nicht als Zeichen übermäßiger Zuverlässigkeit verstehen kann. Versteh mich recht, ich verurteile damit weder dich noch das, was du sagst, ich möchte im Gegenteil alles gründlich bedenken, aber ich möchte zunächst, daß du mir sagst, ob ich gerade etwas Unwahres über dich erzählt habe."

"Nein", gestand Siren, "aber..."

Gurot hob eine Hand, um ihn zu unterbrechen. "Ferner möchte ich wissen, ob du dir vorstellen kannst, daß einige der hier Anwesenden einfach aufgrund deiner Jugend und der Erinnerungen an deine Kinderstreiche voreingenommen gegen dich sind. Kannst du dir das vorstellen?"

"Ja."

"Gut. Aber wie gesagt, wir wollen alles gründlich bedenken, unabhängig von all diesem." Der alte Mann legte seine Hand auf das Buch vor ihm. "Du weißt, daß ich mich eingehend mit den alten Schriften und Überlieferungen befaßt habe. Danach zu urteilen, hat es immer diese zwei Seiten gegeben: auf der einen Seite wir, die Menschen - auf der anderen Seite sie, die Vampire. Man kann natürlich fragen, warum. Und viele alte Schriften tun das auch. Meistens fragen sie gleichzeitig nach

Gott, nach dem Schöpfer aller Dinge, und nach der Rolle, die wir oder die Vampire im Schöpfungsplan spielen. Die unangenehmste Antwort ist meist die, daß wir Menschen vielleicht einfach nur als Futter für die Vampire dienen sollen. Das gefällt uns nicht. Mir gefällt das auch nicht, ebensowenig wie dir, aber andererseits können wir unser Gefallen oder Mißfallen nicht zum Maßstab aller Dinge machen, nicht wahr? Etwas ist so, wie es ist, unabhängig davon, ob es mir gefällt oder nicht. Eine andere Erklärung, die immer wieder gefunden wird, ist, daß es einfach immer ein Gleichgewicht geben muß zwischen der Zahl der Menschen und der Zahl der Vampire. Wenn es viele Menschen gibt, steigt die Zahl der Vampire, und diese dezimieren wieder die Anzahl der Menschen. Gibt es umgekehrt zu wenig Menschen, verhungern viele Vampire, und die Menschen können sich wieder vermehren. Ohne die Vampire, heißt das, würden wir Menschen uns schrankenlos, ins Unermeßliche vermehren." Gurot spreizte die Finger. "Aber, wie gesagt, das ist auch nur ein Erklärungsversuch, der uns nicht zu gefallen braucht. Was man mit Sicherheit sagen kann, ist, daß wir nicht wissen, wozu Vampire da sind. Wir wissen aber auch nicht, wozu der Tag da ist oder die Nacht. Wir wissen nicht einmal, wozu wir selber da sind, oder wozu es so etwas wie Leben überhaupt gibt. Letztlich ist alles ein Mysterium. Alles ist einfach so, wie es ist."

Gurot sah in die Runde, in andachtsvoll lauschende Gesichter. "Ich muß wohl nicht erwähnen, daß in den alten Schriften nirgends, nicht an einer einzigen Stelle, die Rede davon ist, daß es jenseits der Berge so etwas wie ein gesegnetes Land geben könnte. In den Überlieferungen existiert nicht der geringste Hinweis auf ein Land, wo keine Vampire, sondern nur glückliche Menschen leben. Allerdings sprechen die Schriften von einem gelobten Land, aber um dorthin zu gelangen, muß man ein gottgefälliges Leben im Diesseits führen, ein Leben der Arbeit, der Entsagungen und der Prüfungen. Das ist natürlich

anstrengend und unangenehm. Daß man dieses gelobte Land auch anders, nämlich durch einen einfachen Fußmarsch erreichen könne - das hat noch nie jemand behauptet. Noch nie bis heute abend. Bis du kamst, Siren. Sag mir eines: findest du das nicht selber merkwürdig?"

"Vielleicht ist vor mir noch nie jemand zurückgekehrt von dort?"

"Ah ja?" Gurot hob die Augenbrauen. "Aber jetzt bist ja du da, nicht wahr? Jetzt wird alles anders. Die heiligen Schriften, die alten Bücher, das können wir alles bedenkenlos verbrennen, denn du bringst uns ja die Wahrheit. Unsere zahllosen Toten können wir vergessen, denn sie sind ja ganz sinnlos gestorben. Denn ein Zeitalter geht zu Ende heute abend, nicht wahr, und ein neues beginnt. Sollen wir es das Zeitalter des Siren nennen?" Seine Stimme war schneidend scharf geworden.

Siren schaute hilflos drein. "Ich kann euch nur sagen, daß ich..."

"Ganz zweifellos glaubst du, was du sagst, Siren", nickte Gurot. "Ich glaube dir. Wirklich. Ich bin der festen Überzeugung, daß du wirklich glaubst, jenseits der Berge liege die Erlösung."

"Ja?"

"Ja, sicher. Siehst du, Siren, mir geht es so, daß ich das gerne auch glauben würde. Wirklich, mein Herz brennt danach, dir zu glauben. Aber mein Kopf..." Er lehnte sich zurück und lächelte wehmütig. "Mein Kopf kennt mittlerweile die Schliche des Herzens. Das Herz glaubt, was es sich wünscht. Höre mir nun gut zu, Siren, und versuche von meiner Lebenserfahrung zu profitieren. Ich will dich nicht verurteilen. Ich möchte dir nur erklären, was in dir vorgeht. Man glaubt das, von dem man sich wünscht, es wäre so. Und es ist immer das Herz, das sich etwas

wünscht. Es ist auch das Herz, das Angst hat. Und wenn das Herz in Aufruhr gerät, dann denkt der Kopf nicht mehr klar, dann gerät er in Fieber und verstrickt sich in die unglaublichesten Hirngespinnste. Wer von uns hat das noch nicht erlebt? Man verliebt sich in ein Mädchen - und schon gewinnt man aus der kleinsten Freundlichkeit, die sie einem erweist - und ebenso leicht aus jeder Unfreundlichkeit - die unumstößliche Gewißheit, daß sie unsere Liebe insgeheim erwidert. Sagt, erinnere ich mich da richtig?"

Die Männer lachten.

"Versuche dich zu erinnern, was in dir vorgegangen ist, Siren. Ich weiß es nicht, du allein weißt es. Du hast vielleicht überlegt, was für ein erbärmliches Leben das ist, das da auf dich wartet: Ein Leben, in dem es heißt, einem kargen, felsigen Boden Nahrung abzutrotzen, und dabei ständig Angst haben zu müssen vor den Vampiren. Du weißt nicht, ob du einmal so alt wirst wie ich, oder ob du morgen schon stirbst. Es ist unangenehm, über all das nachzudenken. Und vielleicht hast du dich in eine Phantasie geflüchtet. Doch solange man noch weiß, daß es nur eine Phantasie ist, kann sie einen nicht trösten, vergeht die Angst nicht. Es muß zur Gewißheit werden. Du steigerst dich hinein, du glaubst fest daran, zweifelst nicht mehr an der Realität dessen, was du glaubst - aber unter der Oberfläche bleibt ein leiser Zweifel. Dieser heimliche Zweifel ist es, der dich antreibt, andere überzeugen zu wollen. Dein Kopf ist in Phantasien verstrickt, und er will die Bestätigung anderer: wenn andere dir zustimmen, dir sagen, daß du recht hast, dann kannst du es besser glauben, als wenn du allein bleibst damit..."

"Es ist genug, alter Mann!" rief Siren wütend und sprang auf. Becher fielen um. Jeder hielt den Atem an. Noch nie hatte jemand gewagt, Gurot derart zu unterbrechen. "Du versuchst mit tausend klugen Worten die Wahrheit hinwegzuerklären, nichts weiter. Bleib von mir aus bei deinen staubigen alten Büchern, wenn sie dir mehr bedeuten als dein Leben! Ich sage euch nur,

ich bin dortgewesen, im gelobten Land, und morgen früh werde ich wieder dorthin zurückgehen, und wer von euch will, der kann mit mir kommen."

Ein Raunen ging durch die Reihen. Siren kam hinter dem Tisch vor und sah sich um in den Gesichtern. "Nun? Was ist?"

Niemand sagte etwas. Ein paar Männer wandten sich ab.

"Es scheint nicht so leicht zu sein, ein neues Zeitalter einzuläuten, wie?" ließ sich Gurot spöttisch vernehmen.

"Was war ich für ein Narr, noch einmal zurückzukehren!" rief Siren aus. "Ihr sagt, ich sei verrückt? Ich war es, daß ich mein Leben noch einmal aufs Spiel gesetzt habe!"

"Ich komme mit", sagte Bran leise.

"Siren!" rief jemand aus dem Hintergrund des Raums. "Du hast so schönes Lockenhaar - du solltest zu den Frauen hinübergehen, die kannst du sicher leichter verführen!" Alle lachten.

"Wenigstens einer", sagte Siren zu Bran. "Dann hat es sich doch gelohnt."

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang, als alle anderen noch schliefen, verließen Siren, Bran und drei Frauen das Dorf und kehrten nie mehr wieder.

© 1999